

In grosser Mission am Äquator

Statt Berge eine Insel, statt einer Dorfpraxis ein schlecht ausgerüstetes Spital, statt eines geregelten Alltags viel Improvisation: Ein Besuch beim Engadiner Arzt Gian Meyer, der im afrikanischen Inselstaat Sao Tomé und Príncipe lebt.

Von Jakob Bächtold (Text) und Pascal Aubort (Bilder)

Sao Tomé. – Im Gang des Spitals von Sao Tomé hat sich eine Menschen-traube gebildet. Mittendrin, im weissen Arztkittel: der Engadiner Gian Meyer. Eine Krankenschwester will von ihm einen Ratschlag. Eine Ärztin will über die Raumaufteilung der Notaufnahme diskutieren. Eine Mutter möchte wissen, wie es ihrem Kind geht. Und gleichzeitig klingelt das Handy. «So geht das immer, wenn ich hier durchs Krankenhaus gehe», sagt Meyer und schmunzelt. «Es ist wie beim Zauberlehrling: Ich muss anpassen, dass mich all die Projekte, die ich angerissen habe, nicht auffressen. Ich arbeite hier so viel wie noch nie in meinem Leben.»

Zum ersten Mal reiste Meyer 1998 nach Sao Tomé und Príncipe. Die Weltgesundheitsorganisation WHO schickte ihn für eine medizinische Mission in die seit 1975 selbstständige ehemalige portugiesische Kolonie. Und schon bevor sein Flugzeug auf der holprigen Landepiste des kleinen Inselstaates 300 Kilometer vor der Westküste Afrikas landete, hatte er die ersten Kontakte geknüpft. Drei Minister des rund 160 000 Einwohner zählenden Landes sassen mit ihm im Flugzeug, und Meyer kam mit ihnen rasch ins Gespräch.

300 Patienten und 400 Angestellte

«Mir gefällt es hier, auch weil das Land klein und überschaubar ist», erklärt Meyer heute. «Hier kennt man sich.» Deshalb sei der Erfolg von Hilfsprojekten auch besser sichtbar. «Wenn man die Armut in grossen afrikanischen Ländern sieht, bekommt man das Gefühl, man versinke in einem Sumpf.» Meyer setzt seinen Rundgang durch das Centro Hospitalar de Sao Tomé, das für 300 Patienten Platz bietet und in dem etwa 400 Angestellte beschäftigt werden, fort und betritt die Station für ambulante Behandlungen der Notaufnahme. Eine Mutter mit einem kleinen Mädchen auf den Armen kommt zu ihm. Meyer spricht mit dem Kind und untersucht es. Das Mädchen wurde an den Stimmrissen operiert. «Bis vor kurzem hätten wir diese Operation hier nicht durchführen können», sagt Meyer. «Das Mädchen wäre wohl erstickt.»

Die Notfallstation ist kürzlich umgebaut worden. Viele Mängel konnten behoben werden. Im Gipsraum hatte es zuvor keinen Wasseranschluss, viele Räume hatten weder Fenster noch Lüftung, ein Labor für Analysen fehlte. «Der Architekt dieser Notaufnahme war wohl ein Coiffeur», sagt Meyer zynisch. Das einzige Röntgengerät des Spitals stand in einem Pavillon neben dem Hauptgebäude. «Auf dem Weg dorthin ist manch ein Patient gestorben», erzählt Meyer. «Die wurden sozusagen zu Tode geröntgt.» Mittlerweile ist in der Notfallstation ein aus der Schweiz gespendetes Röntgengerät in Betrieb.

Vieles erinnert an die Heimat

Auch sonst entdeckt man im Spital immer wieder Schweizer Spuren. Im Lager stehen Palette mit dem SBB-Logo – gefüllt mit rot-weiss karierten Handtüchern. Neben den Metallbetten in einem Behandlungszimmer steht ein Rollkorpus aus Bündner Arvenholz. «Das Möbel stammt noch aus meiner alten Praxis», erzählt Meyer. Medizinisches Gerät und chirurgische Instrumente, Möbel und Einrichtungen, Verbandstoff und Gipsmaterial: Vieles davon kommt



In der neuen Notaufnahme des Spitals von Sao Tomé: Der Engadiner Gian Meyer informiert eine Mutter über den Heilungsprozess ihres Kindes, welches er am Hals operiert hat.

aus den aufgehobenen Zivilschutzspitalern Davos, St. Moritz und Maienfeld – oder aus Beständen der Schweizer Armee. «Leider schickt das Militär aber das meiste Material nach Russland», sagt Meyer. «Afrika geht mehr und mehr vergessen.»

Meyers Engagement beschränkt sich aber keineswegs auf die Arbeit im

Spital. «Bildung ist der Schlüssel zum Weg aus der Armut», ist Meyer überzeugt. Deshalb lancierte er verschiedene Projekte im Bildungswesen. Zu seinem ersten Hilfsprojekt entschloss er sich im Jahr 2001 ganz spontan. In Anselmo Andrade, einem Dorf südlich der Hauptstadt Sao Tomé, half er mit, eine Schulhausküche aufzubau-

en – mit Geld aus seinem Reiseportemonnaie. Viele Kinder aus den Dörfern der Umgebung müssen längere Fussmärsche zur Schule zurücklegen. Weil es sich ihre Familien nicht leisten können, ihnen Essen mitzugeben, sitzen sie häufig mit knurrenden Mägen auf den Schulbänken. Seit die Kantine in Betrieb ist, erfreut sich die Schu-

le grosser Beliebtheit und absolvieren die meisten Kinder die gesamte Schulzeit.

Unterdessen ist es Abend geworden – zwischen den Palmen leuchten Sterne am pechschwarzen Himmel über Sao Tomé. Meyer sitzt auf der Veranda seines Hauses und trinkt Wasser aus einem Bierhumpen mit der Aufschrift «Calanda Zwickel», während die Hausangestellte in der Küche das Abendessen zubereitet.

Tiefe Dankbarkeit erlebt

Warum ist er in den kleinen Inselstaat ausgewandert? Warum hat er seine Praxis in Samedan nach 24 Jahren aufgegeben? «Ich wollte noch einmal etwas Neues anpacken», sagt der 57-Jährige. Hier habe er das Gefühl, wirklich nützlich zu sein. Als Beispiel nennt er die von ihm organisierten und durchgeführten Augenoperationen, mit denen er viele Menschen in Sao Tomé vom Grauen Star heilen konnte. Schwer sehbehinderte Menschen können nach dem Eingriff plötzlich wieder sehen. «Eine solche Dankbarkeit habe ich selten erlebt», erzählt Meyer und macht gleich einen Vergleich. «In der Schweiz sind doch viele Patienten Wanderpokale, die bloss wollen, dass der Arzt ihnen eine teure Therapie verschreibt.»

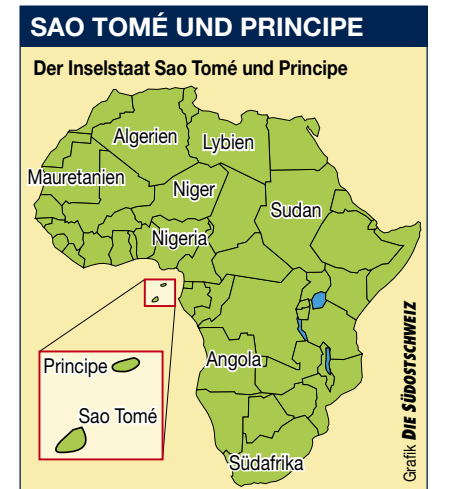
Zudem war der Zeitpunkt der Auswanderung auch aus familiärer Sicht günstig: Die beiden Töchter hatten gerade die Ausbildung abgeschlossen und seine Frau sich beruflich neu orientiert und eine Stelle am Zürcher Universitätsspital angetreten. Trotzdem: Hat er nie Heimweh empfunden? «Nein. Wenn ich könnte, würde ich noch mehr Zeit hier verbringen.» Noch übernimmt Meyer ab und an für einige Wochen eine Praxisvertretung in der Schweiz, um Geld für seine Projekte zu verdienen. «Danach komme ich jeweils gerne zurück nach Sao Tomé», sagt er lächelnd. «Allem Krampf und Ärger zum Trotz: Ich bin glücklich hier.»



Erst gerade saniert und umgebaut: Die Notaufnahme des Spitals Sao Tomé kann sich mittlerweile sehen lassen.



Immer unterwegs: Nach der Visite in der Männerabteilung des Spitals unterhält sich Gian Meyer im Innenhof der Klinik mit Kindern.



Kleiner Inselstaat am Äquator

Der Inselstaat Sao Tomé und Príncipe liegt genau auf der Höhe des Äquators – 300 Kilometer von der Westküste Afrikas entfernt. Die Fläche der beiden Inseln im Atlantik beträgt gerade mal 1001 Quadratkilometer – rund siebenmal weniger als jene Graubündens. Die Einwohnerzahl wird auf 170 000 Personen geschätzt, 160 000 leben auf Sao Tomé.

Entdeckt wurden die Inseln 1471 von einem portugiesischen Seefahrer. Erst 1975 erlangte Sao Tomé und Príncipe die Unabhängigkeit von Portugal. Auf den Inseln wird vor allem Kakao produziert. Allerdings bringt das bei weitem nicht so viel ein wie nötig: Das Land ist stark verschuldet. Kürzlich wurden jedoch bei Príncipe Erdölvorkommen entdeckt. Der Inselstaat macht sich deshalb Hoffnungen auf einen Aufschwung. Bislang ist davon aber noch nichts zu spüren: Ein Grossteil der Bevölkerung lebt in einfachsten Verhältnissen. (bä)